

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

206 (6.9.1932) Unterhaltung und Wissen

Wunderkraft und Willen

Fräulein Butterflys Wandlung

Von Wynton Paine (Tokio)

Japans neue Begeisterung für den Militarismus mag von seiner männlichen Jugend befragt werden — für seine Frauen bedeutet diese Entwicklung das Zerbrechen uralter Fesseln, den Eintritt in die Welt. Während meines Aufenthaltes in Japan entdeckte ich, daß die Pflege des Schmucks für Literatur und Kunst mehr ein weltliches Betätigungsfeld wird. Einst waren Literatur und bildende Kunst ausschließlich Mannesfrage. Die Frau war das „hübsche kleine Kärrchen“ mit einem Sinn „für nichts, als schön zu sein“, dem ein Urteil über die ernstesten Angelegenheiten der Kunst durchaus nicht zustand. Diese Auffassung vom weiblichen Geschlecht hat sich in Japan gewandelt.

Erst in den letzten zehn Jahren, aber nie zuvor, hat Frauenähnlichkeit den japanischen Künstler inspiriert. Maler geringerer Bedeutung, wie Kiyonaga, dessen blaue Frauen-Blätter begeisterten, hatten nur als Illustratoren. Die Meister der älteren Schule, Sesshu und Ōtō Uemura, ließen sich stets nur durch Bäume, Blumen, Vögel, Landschaften inspirieren — aber niemals durch Frauen. Doch im Herbst 1931 bildete die Senjimon der Ikeno-Ausstellung mit dem Bild einer Blume oder eines Berges, sondern das Porträt eines Fräulein Kirihito, der schönen Hauptdarstellerin eines Dramas, die Aufmerksamkeit, und der Maler war kein Genremaler, sondern Kōchōrō, eines der größten Künstler. Das Gemälde, das nach

diesem Porträt von den Kritikern als bedeutendstes beurteilt wurde und die meisten Bewunderer an sich, stellte weder einen Dorfisch noch eine Winterlandschaft dar, sondern Kōchōrō, das Tochterchen des Künstlers.

Das offenkundigste Anzeichen der neuen Vorherrschaft der Frau im japanischen Leben ist vielleicht auf dem Gebiete des Zeitungslesens erkennbar. Die Frauen bilden die überwiegende Mehrheit des für Magazine in Betracht kommenden Lesepublikums. Von 82 in Tokio erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften sind nicht weniger als 23 ausschließlich den Angelegenheiten und Interessen der Frauen und Mädchen gewidmet. Ueberdies wenden sich drei von den sechs reinen Unterhaltungsmagazinen vornehmlich an die weibliche Leserschaft. Die Frauenmagazine sind auch im ganzen weit besser und künstlerischer gehalten als die anderen. Sie vermitteln den Eindruck, daß sie für eine anspruchsvollere und urteilsfähigere Leserschaft als die anderen geschrieben sind. Am bestbetonten ist die Zeitschrift „Fujin Seisai“ („Die Welt der Frau“). Das letzte Heft enthält 167 Seiten Lesestoff und kostet etwa 75 Pfennig. 6 Seiten enthalten Schnittmuster, 9 enthalten Modeartikel. Dem Kochen sind 4 Seiten, der Kurzgeschichte 43 Seiten gewidmet, während 23 Artikel über mannigfache Themen, angefangen von der Friseurkunst bis zum „Wie erpäre ich...?“ und ein ausgezeichneter Aufsatz eines herborragenden Mediziners insgesamt 84 Seiten umfassen.

Der Ursprung des Lebens

Bruno H. Bürgel, weiten Kreisen durch seine früheren Bücher „Aus fernem Welten“, „Vom Arbeiter zum Astronomen“ und viele andere bekannt, veröffentlicht Anfang September im Verlag Wulfen ein neues Werk „Die Weltanschauung des modernen Menschen“. Mit Erlaubnis des Verlages veröffentlichten wir schon heute den nachfolgenden Abschnitt.

Vor einem Jahrzehnt etwa trat in Spanien eine bis dahin ganz unbekannte Krankheit auf, die sich nach Art der Epidemien sehr schnell ausbreitete. Die näheren Umstände bewiesen, daß als Erreger der Krankheit eine bislang unbekannte Bakterienart anzusehen sei. Die Krankheit war nur, woher die gefährlichen Keime lebendig kamen und weshalb sie und ihre Wirkungen auf den Menschen vor nicht beobachtet wurden. — Damals geschah ein bekannter spanischer Arzt eine Idee auf, die zuerst vor etwa sechzig Jahren ein deutscher Kollege von ihm, Dr. H. E. Richter, geäußert hatte, nämlich, daß unter Umständen solche niederen Lebewesen aus dem Weltraum zu uns kommen könnten. In der Tat, meinte der Spanier, hat man in dem Eindruck, als ob die Welt aus dem Weltraum zu uns beobachtet werden, „vom Himmel fallen“. Warum sollten nicht gleich dem Sternschnuppen und Meteoriten, die ja Trümmer von fremden Welten sind und in großer Zahl in unsere Erdatmosphäre eindringen, so primitive Lebewesen, wie es die Bakterien sind, zu uns gelangen können?

Dieser Gedanke erscheint im ersten Augenblick außerordentlich phantasiehaft. Dennoch ist er von hervorragenden Gelehrten sehr ernsthaft behandelt worden, so von dem bedeutenden Botaniker Hermann von Helmholtz, dem weltbekannten Physiker William Thomson, dem Schweizer Savants Arrhenius, der die astronomischen und physikalischen Möglichkeiten sorgsam berechnete. Am Grunde interessiert man sich für diese Frage vor allem deshalb, weil man irgendeinen Ausweg sucht aus dem großen Irrtum, in den man hineingerät, wenn man sich mit dem uralten Problem „Leben“ befaßt. Es ist dabei gleichgültig, ob der erste Lebewesen hier oder auf einem anderen Planeten entstand. Wenn

er aber einmal entstand, durch irgendeine komplizierte Zusammenwirkung der Atome der verschiedensten Stoffe, so kann er auch heute noch und fort und fort entstehen. Freilich, wir haben solchen geheimnisvollen Lebensstoff nirgends angetroffen, und wenn man wirklich einmal glaubte, seiner habhaft geworden zu sein (wie Huxley, der im Schlamme des Meerbodens eine schleimige, eimweißartige Masse fand), erwies es sich später als Täuschung.

Dennoch geben wir uns die Hoffnung auf, daß es der Wissenschaft einmal gelingen könnte, in die geheimnisvolle Welt der Natur einzudringen und aus der Natur die Keime des Lebens zu isolieren, die hinüberführen zu den Urformen des Lebens. Faustens Formel: „Was man will, das kann man“, den künftigen Menschen, im gläsernen Kolben kristallisiert organisieren; so weit vorsteigen wir uns heute nicht!

Die Lebensweise konnte sicher nur Einzelner, und wenn es der Forschung gelingen sollte, auch nur die primitivste lebende Zelle zu schaffen, wäre das Problem im Kern gelöst. Ein vermehrter Gedanke fürwahr! Ist das ausfindig? Es scheint doch nicht so. Es sind Eimweißstoffe, die die Zellen aufbauen, und zwar scheinen es nach den Untersuchungen von Ilma und anderen verschiedene Eimweißstoffe zu sein, die in der Zelle mit und gegen einander arbeiten, gegenseitige Spannungszustände in der Zelle, lebenden chemischen Fabriken erzeugen und so die Zellen treiben. Unendlich kompliziert aber ist das Eimweiß zusammengefaßt: Atome von Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Phosphor, Schwefel bauen in der kompliziertesten Weise die kleinsten Bausteine eines lebenden Körpers, die Eimweiß-Molekel, auf. Sehr schwierige Arbeiten von Emil Fischer, Wöhler und anderen Gelehrten haben Licht in diese Welt des Lebens gebracht, ja man hat aus den Aminosäuren eimweißähnliche Stoffe zu erzeugen vermocht. Aber von da bis zur Erzeugung lebender Zellen ist noch ein weiter Weg. Eine Taschenuhr besteht aus Rädern, Federn, Schrauben, Lagern usw., aber wenn wir diese Dinge in ein kleines Gehäuse hineinwerfen und durchsichernd schützen, hundertmal und tausendmal, so entsteht noch lange keine Taschenuhr daraus. Eine knifflige Sache,

wie in der lebenden Zelle die Eimweißmoleküle aufeinander wirken, damit das Uhrchen tickt, will sagen zur Außenwelt in Beziehung tritt, Nahrung aufnimmt, verbrauchte Stoffe ausscheidet, kurzum einen „Stoffwechsel“ vollzieht, und eben das ist ja primitivste und selbstverständlichste Lebensäußerung; dadurch unterscheidet sich ja erst der Rosenstock von dem toten Ast, an der er angebunden ist!

Was für ein gewaltiges Aufsehen erregte es, als es Leduc in Nantes und Professor Otto Lehmann in Karlsruhe gelang, „lebende Kristalle“ zu erzeugen. Gemisse Salze in Gelatine gebracht, erzeugen dort Gebilde, die eine verblüffende Ähnlichkeit mit primitiven Lebewesen haben; sie bewegen sich wie jene, wachsen, teilen sich, nehmen Formen an, die den Unkritischen fast davon überzeugen, hier mitten in die Welt der lebenden Wesen hineinzuhäuten. — Ohne Zweifel wirken sich die physikalische und chemische Kräfte in sehr eigenartiger Weise aus, vielleicht überhaupt so, wie sie sich in einzelligen Lebewesen auswirken, aber dennoch sind es eben noch keine Lebewesen, die wir vor uns sehen.

Indessen, es befürchten solche Arbeiten den Glauben, daß man bis zu dem großen Geheimnis vordringen kann, wenn nicht heute, so in hundert Jahren, und mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß vielleicht die schöpferische Erdennatur selber Jahrzehntausende braucht, ehe sie aus einem Zwischenstadium zwischen unorganischer und organischer Materie, aus einem Urkeim, der noch keineswegs lebende Zellen absondert, die ersten, bakterienähnlichen Wesen entstehen ließ. —

Aber es hat auch von jeher die Ansicht bestanden, daß primitive Lebewesen von Anfang an überall im Weltall vorhanden sind, es in Form von sehr winzigen Körperchen, nach Art der Bakterien, durchschwirren und, auf irgendeinem Stern niederfallend, dort eben eine Weiterentwicklung einleitend, wenn die Verhältnisse auf jener Welt günstig liegen. — Obwohl dieser Gedanke mit modernen Anschauungen über den Aufbau und das Werden materieller Teilchen nicht recht vereinbar ist, kann doch nicht bestritten werden, daß solche winzigen Bakterienkörperchen sehr wohl von einem Stern zum anderen zu gelangen vermögen. In Milliarden werden solche winzigen Lebewesen in den höchsten Schichten unserer Atmosphäre schweben und sicher auch in den Luftschläuchen anderer, der Erde ähnlicher Gestirne. Wir wissen heute, daß solche Körperchen durch den Druck des Sonnenlichtes in das Weltall hinausgetrieben werden können und so auch von einer Welt zur anderen zu gelangen vermögen. Die ungeheure Lebensfähigkeit der Bakterien befähigt sie zur Ueberstehung solcher kosmischen Reisen, und wie tote Materie in Gestalt von Sternschnuppenkörperchen und Meteoriten aus dem All zu uns kommt, so sendet vielleicht das Leben seine äußersten Vorposten von Stern zu Stern. —

Moral für fünf Taler

Der große Schauspieler Friedrich Mitterwurzer (1845 bis 1897) hatte in seinen Lehrtagen schwer zu kämpfen. 1863 — im Alter von 18 Jahren — wirkte er in einer kleinen Stadt im Riesengebirge. Seine Partnerin, ein sehr hübsches Mädchen, hatte es ihm angetan, und er war bis über die Ohren in sie verliebt. Das sollte ihm zum Verhängnis werden. Seine unbändige Leidenschaft machte ihn während einer Aufführung der „Preziosa“ ganz verwirrt, und er blieb in seiner Rolle als Alfonso stecken. Der wütende Direktor kündigte ihm auf der Stelle und zwar wegen — Gefährdung der Moral! Es war keine Kleinigkeit, die Stätte, an der die Herzgeliebte weilte, und dazu eine Stelle mit 17 Talern Monatsgage verlassen zu sollen! Blüten, Vorstellungen, Beschwürungen — nichts fruchtete. Dem Direktor ging nun einmal die Moral über alles.

Am Tage der Trennung will sich Mitterwurzer gerade von dem hartherzigen Bühnengemalgen verabschieden, als dieser mit erbauer Gebärde ausruft: „Mitterwurzer, Sie können bleiben, aber — für 30 bis 1 Taler!“ Der Fritz, aus der angeblich gefährdeten Moral Kapital zu schlagen, war dem Direktor wohl erst im letzten Augenblick eingefallen. Wieder einmal hatte das Geld über die Moral gesiegt. Und Mitterwurzer blieb. „Es war hart“, sagte er selbst in seinem „Dekameron des Burgtheaters“, „aber was waren fünf Taler Verlust für meine 18 Jahre, meine Talentlust und meine Schwärmerie!“



Das System
ROMAN
VON WALTER SCHIRMEIER

„Woher müßte es denn euer Chef, daß der Pader für den Verband agitiert hat?“
„Bei uns weiß der Chef immer gleich Bescheid. Jedes Wort wird ihm hinterbracht. Man muß bloß immer aufpassen, daß man in der Erregung nicht mal unvorsichtig ist, und etwas Unbedachtes sagt. Da sind lüwiel Zuträger.“
„Na, das scheint mir ja eine schöne, finstere Sache zu sein — eure Firma Zahn u. Co! — Nun paß mal auf: Ich habe heute in der Verbandszeitung gelesen, — ich bin nämlich bei dem Betriebsrat, muß du wissen — daß am Montag in dem Kammerjalen eine öffentliche Versammlung stattfindet. Am Montagabend treffen und zusammen da hingehen. Das Thema ist gerade richtig für dich: „Ueber die Notwendigkeit des gewerkschaftlichen Zusammenschlusses.“ Und wenn du dir das mit angehört hast, wollen wir mal über deinen Eintritt in den Verband sprechen. Auf jeden Fall müßt du in die Organisation hinein!“
„Aber Robert, das kann ich doch gar nicht! Da muß man noch Beitrag bezahlen, und ich habe schon sowieso kein Geld!“
„Das Geld für die Gewerkschaft muß dabei sein! Denke dir, es kommt zum Schluß wieder der raus. Wenn der Verband für euch später einen Tarif abschließt, der günstiger ist, als eure Gehälter jetzt, dann werdet ihr froh sein!“
„Aber um meinetwillen wird doch der Verband nicht extra verhandeln!“
„Soll er auch nicht. Es sollen auch noch mehr von euch eintreten — aber darüber können wir Montag noch sprechen. Auf jeden Fall hören wir uns Montag den Vortrag an.“
„Gute Veruche noch einen letzten Einwand:“
„Ach Robert, es hat ja alles keinen Zweck. Eintreten kann ich doch nicht, ich habe ja kein Geld! Ich kann mir ja nicht mal einen neuen Mantel kaufen!“

Robert sagte abschließend: „In den Verband müßt du eintreten. Das erfordert schon dein Klassenbewußtsein, daß du dich mit deinen Arbeitsbrüdern zusammenschließt. Jetzt werden wir erst mal die Lösung des Problems „Sommermantel“ veruchen. Warum kauft du dir keinen auf Abzahlung?“

„Ich habe doch kein Geld, um anzuzahlen! Und dann könnte ich jeden Monat höchstens zehn Mark abzahlen. Wenn ich mir da einen Mantel kaufe, ohne Anzahlung, und jeden Monat eine so kleine Rate, dann müß ich ihn ja doppelt so teuer bezahlen, wie er in Wirklichkeit ist.“

„Da hast du recht. Ich will dir was sagen — sieh mich mal an! — Robert wurde vor Verlegenheit sogar rot — „gefalle ich dir; ich meine: magst du mich leiden?“
„Ja, Robert.“ Das kam aus tiefstem Herzen.
„Möchtest du, daß wir zusammenleben?“
„So gern.“

„Dann will ich dir einen Vorschlag machen: Ich borge dir das Geld zum Mantel und du zahlst es mir nach und nach ab. Jeden Monat zehn Mark, oder soviel du gerade übrig hast. Dann kommst du den Mantel bar bezahlen; kauft also billiger und brauchst dir keine Sorgen zu machen, wenn du mal eine Rate nicht beikommen hast. Einverstanden?“

Grete wollte etwas einwenden, aber er unterbrach sie: „Nun mach kein langes Gerede, Kind, du kauft dir den Mantel und damit basta! Mit den paar Mark wirst du schon nicht durchkommen. Wenn deine Eltern da was bei finden, dann sagst du zu Hause eben, du hast im Geschäft Vorkauf genommen. Montag treffen wir uns etwas früher, dann bringe ich das Geld mit und wir gehen zusammen und suchen einen hübschen Mantel für dich aus. Hinterher geben wir zur Versammlung. Und jetzt schlage ich vor, wir spazieren zur nächsten Ufänger-Filiale und essen 'ne Bodwurst. Ich habe Hunger. Hinterher können wir ins Kino gehen, wenn es dir recht ist. In der Lichtburg läuft ein Marlene-Dietrich-Film: „Der blaue Engel“, den möchte ich sehen.“

Lorenz Zahn sah an seinem Schreibtisch im Privatkontor und las ein Schreiben, das mit der zweiten Post gekommen war. Es war ein Zirkular in Schreibmaschinenschrift, dem nur der Name des Empfängers gefordert eingestuft war. Als er mit der Durchsicht fertig war, reichte er es seinem Sohne hin: „Hier, lies mal, Eberhard. Das wird dich interessieren.“

Eberhard legte das Schreiben vor sich hin und begann zu lesen. Es hatte folgenden Wortlaut:

Freie Vereinigung Berliner
Tapisserie-Fabrikanten
Berlin, 28. April 1930.

An die Herren Chefs der Firma
Lorenz Zahn u. Co.
Berlin SW.
Kommandantenstraße 42.

Sehr geehrtes Mitglied!
Die allgemeine Wirtschaftskrise sowie die immer schärfere Zuspitzung der Klassengegensätze erfordern auch von uns erhöhte Bereitschaft. Es handelt sich vor allem um eine notwendige straffere Zusammenfassung der bisher unter dem Namen: „Freie Vereinigung Berliner Tapisserie-Fabrikanten“ nur lose zusammengeschlossenen Firmen unserer Branche zu einer festen Organisation oder einem Verband, wobei wir den „Verband Berliner Metallindustrieller“ als Beispiel anführen wollen. Ein solcher engerer Zusammenschluß, der nötigenfalls unter Einbeziehung sämtlicher, in ganz Deutschland vertretenen Firmen der Tapisseriebranche erfolgen könnte, bietet neben der Möglichkeit der freien Preisvereinbarung unter den Mitgliedern — wodurch unliebsame Konkurrenz und Preisdrückerei ausgeschaltet werden könnte — noch den gar nicht zu unterschätzenden Vorteil, bei den mit Sicherheit zu erwartenden großen Lohn- und Gehaltskämpfen den Organisationen der Arbeitnehmer ein festes, unerschütterliches Bollwerk entgegenstellen zu können. Die Vorteile, die für jeden einzelnen daraus erwachsen, liegen klar auf der Hand und brauchen wohl nicht besonders erwähnt zu werden.

In der Annahme, daß alle unsere Mitglieder an dieser Angelegenheit interessiert sind, laden wir Sie hiermit zu einer am Mittwoch, dem 6. Mai, abends um 8 Uhr, im Konferenzzimmer des Weinhauses Rheingold, Potsdamer Straße 8, stattfindenden unverbindlichen Besprechung ein. Nichterscheinen bitten wir unter Angabe der Gründe rechtzeitig vorher mitzuteilen. Für das Referat haben wir Herrn Dr. rer. pol. Max Goldstein gewonnen, der uns von befreundeter Seite empfohlen wurde.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Freie Vereinigung Berliner Tapisserie-Fabrikanten.
J. A.: Carl Ohnesorge.
(Fortsetzung folgt.)